

Der Arbeiter muss doch links wählen!

Für sie ist jetzt der Moment gekommen, die neoliberale Hegemonie aufzubrechen: Chantal Mouffe redet einem linken Populismus das Wort und setzt dabei auf Emotionen statt auf Ideen.

Wie bestellt zum Start der Sammlungsbewegung „Aufstehen“ publiziert Chantal Mouffe, die belgische Theoretikerin der „radikalen Demokratie“, ein Pamphlet, das da verheißt: Nur Linkspopulismus kann Rechtspopulismus klein kriegen – und der Linken zur großen Mehrheit verhelfen. Das klingt simpel, ist deswegen aber nicht falsch. Es ist auch gar nicht anders zu erwarten bei einem Buch, das sich ausdrücklich als strategische Handreichung versteht. Mouffe will sich nicht mit der „fruchtlosen akademischen Debatte“ über das Phänomen Populismus aufhalten; sie will auch niemanden von linken Ideen überzeugen. Hier wird eine quasiempirische These aufgestellt, wer wen heute politisch wie schlagen kann.

Mouffe und ihr 2014 verstorbener Ehemann, der Argentinier Ernesto Laclau, wurden Mitte der achtziger Jahre berühmt mit einem Frontalangriff auf Marxisten, die mechanisch politische Positionen aus der wirtschaftlichen Stellung verschiedener Gruppen ableiteten. Eine derart auf Industriearbeiter verengte Perspektive, so Mouffe und Laclau seinerzeit, könne das Potential der neuen sozialen Bewegungen nicht in den starren Blick bekommen. Stattdessen galt es von dem italienischem Kommunisten Antonio Gramsci zu lernen: Nur wer eine über die Arbeiterschaft hinausgehende kulturelle Deutungshoheit erringt, sei langfristig auch politisch erfolgreich.

Diese Lektion wurde verstanden – aber nicht von der Linken. In einem mit „Vom Thatcherismus lernen“ überschriebenen Kapitel kann Mouffe ihre Bewunderung für neoliberale Revolutionäre kaum kaschieren. Ihr größter Erfolg, so Thatcher einmal, sei Tony Blair gewesen: Ihr vermeintlicher Gegner hatte den Neoliberalismus de facto übernommen, hochumstrittene Theorien darüber, wie Wirtschaft funktioniert oder was eigentlich Freiheit bedeutet, waren zu einem neuen Common Sense geworden.

Für Mouffe lautet die Antwort auf die Frage „Wer hat uns verraten?“ schlicht: „Sozialdemokraten“. Blairs „Dritter Weg“ zwischen rechts und links führte nicht nur zur einer opportunistischen Anpassung an den Finanzkapitalismus. Wer auf ihm wandelte, so Mouffe, verließ auch, dass es bei Demokratie nicht um einen technokratischen Konsens gehe, sondern um Konflikt und echte Wahlmöglichkeiten.



Auf Europa pfeifen: Parteigänger von La France Insoumise protestieren im September in Marseille während eines Treffens von Emmanuel Macron und Angela Merkel. Foto AFP

In diesem Gedanken erschöpft sich zumindest in diesem Buch das Radikale an der „radikalen Demokratie“. Der linken Konkurrenz – beispielsweise Antonio Negri –, die mit den Prinzipien der repräsentativen Demokratie ganz Schluss machen will, widerspricht Mouffe vehement und preist die Vorzüge charismatischer Führung. Gleichzeitig möchte sie nicht, dass bei ihrer „agonistischen“ Betonung von Konflikt irgendwer auf falsche Gedanken kommt. Der Kontrahent sei nicht wie bei Carl Schmitt ein existentieller Feind, sondern ein Gegner, dem man die Legitimität nicht absprechen dürfe. Das ist völlig richtig, aber im Grund nur eine philosophisch aufwendige Neubeschreibung von liberaler Demokratie. Und neu nur für diejenigen, welche so naiv waren, die strategische Rede von „Alternativlosigkeit“ für bare Münze zu nehmen.

Mouffe sieht nun einen „populistischen Moment“ gekommen; die neoliberale Hegemonie sei verwundbar. Symptom dafür sei der allerorten reüssierender Rechtspopulismus. Die Linken müssten auch die Demokratie zurückfordern, welche man vermeintlich dem Volk genommen habe. Nur natürlich mit einem anderen Vokabular, das aber auch klare Fronten zieht zwischen „Volk“ und „Oligarchie“; und Emotionen schürt, denn die, so Mouffe, seien in der Politik auch ganz wichtig.

So weit, so offensichtlich – oder vielleicht doch nicht. Waren die Erfolge Jörg Haider und Jean-Marie Le Pen wirklich Zeichen eines Aufstands gegen den Neoliberalismus? Es ist heute weitgehend vergessen, dass sowohl Front National als auch FPÖ in den achtziger Jahren ausgesprochen marktfreundlich, ja sogar proeuropäisch waren. Und mit der eher banalen Beschwerde über Mangel an Gefühl bei Habermasianern und anderen „rationalistischen Linken“ wird eine unbewiesene empirische These eingeschmuggelt, wonach es immer die Nation sei, die mobilisiert. Wer da ein Vakuum hinterlasse, so Mouffe, dürfe sich nicht wundern, dass es von den Rechtspopulisten gefüllt werde.

Wer die politische Rhetorik systematisch auf „Volk zuerst“ umkodiert, landet stets bei Fragen nach Zugehörigkeit und Abgrenzung. Da kann man noch so sehr betonen, man wolle um Gottes willen keinen homogenen Volksbegriff, sondern einen pluralistischen, irgendwann hat man wie beispielsweise Podemos Slogans à la „Das Vaterland bist Du.“ Ja, und wer ist es dann nicht? Ist das der Königsweg, um die von Mouffe hochgehal-

ten Ideale von Gleichheit wieder groß zu machen?

Einzelne Wahlen widerlegen keine politische Theorie. Aber wer Strategien verkauft, darf nach konkreten Erfolgen gefragt werden. Mouffe hat Podemos und Jean-Luc Mélenchons France Insoumise beraten. Wie der französische Sozialwissenschaftler Eric Fassin betont hat, war vor allem Mélenchon ganz Ohr. Im Präsidentschaftswahlkampf 2012 pflegte Mélenchon noch einen ganz universalistischen Diskurs, 2017 hingegen waren die roten Flaggen zugunsten der Tricolore verschwunden, es wurde die Marseillaise statt der Internationale gesungen. Das Resultat? Ungefähr drei Prozent von Front-National-Wählern liefen zu France Insoumise über.

Das sät Zweifel an der These, man müsse den Wählern rechtspopulistischer Parteien nur mal mit Geduld oder auch Gefühl erklären, dass ihr wahrer Gegner der Banker und nicht der Migrant sei. Mouffe scheint in ebene Falle von „Klassenessentialismus“ zu gehen, vor der sie und Laclau einst gewarnt hatten: Der Arbeiter muss doch links wählen! Dabei, so Fassin, vergesse sie ganz die Nichtwähler. Die warteten vielleicht nicht auf eine nette Erzählung über die Nation, sondern wollten ehrl-

ten Ideale von Gleichheit wieder groß zu machen?

Einzelne Wahlen widerlegen keine politische Theorie. Aber wer Strategien verkauft, darf nach konkreten Erfolgen gefragt werden. Mouffe hat Podemos und Jean-Luc Mélenchons France Insoumise beraten. Wie der französische Sozialwissenschaftler Eric Fassin betont hat, war vor allem Mélenchon ganz Ohr. Im Präsidentschaftswahlkampf 2012 pflegte Mélenchon noch einen ganz universalistischen Diskurs, 2017 hingegen waren die roten Flaggen zugunsten der Tricolore verschwunden, es wurde die Marseillaise statt der Internationale gesungen. Das Resultat? Ungefähr drei Prozent von Front-National-Wählern liefen zu France Insoumise über.

Das sät Zweifel an der These, man müsse den Wählern rechtspopulistischer Parteien nur mal mit Geduld oder auch Gefühl erklären, dass ihr wahrer Gegner der Banker und nicht der Migrant sei. Mouffe scheint in ebene Falle von „Klassenessentialismus“ zu gehen, vor der sie und Laclau einst gewarnt hatten: Der Arbeiter muss doch links wählen! Dabei, so Fassin, vergesse sie ganz die Nichtwähler. Die warteten vielleicht nicht auf eine nette Erzählung über die Nation, sondern wollten ehrl-

che sozialdemokratische Politik – wie bei Jeremy Corbyn. Der nennt den Konflikt zwischen den „Vielen“ und den „Wenigen“ beim Namen, braucht aber keine „Konstruktion des britischen Volkes“ – und auch keine Sotto-voce-Kritik an Einwanderung.

Chantal Mouffe betont, der Linkspopulismus würde in verschiedenen Kontexten ganz unterschiedliche Formen annehmen, deswegen könne sie keine allgemeinen Inhalte liefern. Wie aber soll Hegemonie ohne Ideen erobert werden? Margaret Thatcher stand einst bei einer Parteikonferenz auf und knallte mit den Worten „Daran glauben wir!“ ein Buch auf den Tisch. Es handelte sich um Friedrich von Hayeks „Verfassung der Freiheit“. Wer so etwas auf der Linken nicht kann, sollte vielleicht erstmal sitzen bleiben und weiter nachdenken.

JAN-WERNER MÜLLER

Chantal Mouffe:
„Für einen linken Populismus“. Wider die kosmopolitische Illusion.
Aus dem Englischen von Niels Neumeier. Suhrkamp Verlag, Berlin 2018. 169 S., br., 14,- €.

Und dann sitzt er barfuß am Klavier

Schon wieder erscheint ein autobiographisches Mammutprojekt aus Norwegen: „Die Welt, die meine war“ von Ketil Bjørnstad

Ein Jahr noch, dann wird sich Norwegen als Gastland auf der Frankfurter Buchmesse präsentieren. Die Vorbereitungen für den Auftritt, für den der Isländer Halldór Guðmundsson verantwortlich zeichnet, laufen auf Hochtouren. Mehr als zweihundert Übersetzungen ins Deutsche sind in Arbeit, und die ersten erscheinen schon. Und damit sie die Leser auch wirk-

lich erreichen, organisiert das staatliche Literaturbüro Norla in diesem Herbst und Winter bereits Informationsreisen für deutsche Buchhändler.

Auch die Mutter von Ketil Bjørnstad arbeitete in einer Buchhandlung, wenn sie nicht gerade Porträts für einen Fotografen retuschierte oder Opernsängern soufflierte. Das hatte weitreichende Folgen für den Filius, so weitreichend, dass er seine Besuche im Laden an der Karl Johans Gate gleich im ersten Satz seiner Memoiren „Die Welt, die meine war: die Sechziger“ zu seinen „glücklichsten Kindheitserinnerungen“ zählen mag.

Man schlägt sich natürlich sofort die Hand an die Stirn, wenn man vom Umfang dieser Memoiren zum ersten Mal hört: Schon wieder ein autobiographisches Mammutprojekt, das auf sechs Bände angelegt ist. Karl Ove Knausgård lässt grüßen. Abgesehen vom Gespür für längerfristige Rezipientenbindung, das beide norwegischen Schriftsteller verbindet, sind die Unterschiede zwischen ihnen und ihrer Prosa gleichwohl gewaltig: Der Schriftsteller und Musiker Ketil Bjørn-

stad, zu dessen vielen Büchern berühren als Künstlerbiographien wie „Oda“ über Oda Krogh, die Vinding-Triologie um den erfundenen Klavierspieler Aksel Vinding oder das bereits mit autobiographischen Elementen arbeitende Werk „Mein Weg zu Mozart“ gehören, geht bei der Darstellung des eigenen Lebens kaum mit jener Schonungslosigkeit und Drastik zu Werke wie Karl Ove Knausgård, der „Mein Kampf“, so der Originaltitel, in einem Getriebener schrieb, gefangen in einem mentalen Tunnel.

Ketil Bjørnstad schreibt ganz anders, viel weicher. Er ist ein gediegener Erzähler, manchmal auch sentimental, und warum denn nicht? Und so schildert der 1952 geborene Sohn kultur- und politikbegeisterter Eltern seine Erinnerungen an die sechziger Jahre in einer Verkreuzung ganz und dann wieder gar nicht persönlicher Szenen: hier die Erinnerung an einen Silvesterabend im Kreis der Familie, an die Steinerschule in Oslo oder den Besuch bei einer Therapeutin, die ihn zum Rechtschänder erziehen soll – dort ein Kalenderblatt zum tödlichen Unfall Albert Camus, zu Eichmanns Prozess, Cassius Clays Sieg oder ähnlichem Stoff, das die Nachrichtenlage und Gespräche damals bestimmte. Norwegisches wie die Angst vor dem „Granatenman“, der in Oslo sein Unwesen trieb, gehört ebenfalls mit dazu.

Das lässt man sich gerne gefallen. Von Freizeitparks kennt man die „Dark Rides“, in denen die Gäste eher gemütlich durch Themenlandschaften geschoben werden. Nicht anders als auf einer solchen Tour, bei der man sich von Achterfahrten erholen und die Butterbrote auspacken kann, kommt man sich als Leser hier vor. Achthundert Seiten lang schiebt uns Ketil Bjørnstad durch die Kulissen, die Figuren, den Sound, die Bücher, die Filme und die Nachrichten seiner Jugend. Gelegentlich spürt er dem naiven Blick eines Kindes auf die Welt nach.

ge Bjørnstad entwickelt Ambitionen: „Ich komme aus dem Bett, stelle mich unter die Dusche, ziehe mich an und setze mich zum Üben ans Klavier. Brahms, Bach, Chopin, Mozart, Debussy, Ravel, Mortensen und Prokofjew. Nur ein paar Stunden. Dann frühstücke ich.“ Bald befindet sich der Sechzehnjährige, der ein Meerschweinchen namens Brahms hat, „in einer Märchenwelt mit fast hundert Musikern um mich herum“. Er tritt gemeinsam mit Oslos Philharmonikern auf, er darf bei Königs zu Tisch, an Königs Steinway spielen.

Nun ist der Text auffallend dichter geschrieben. Er fließt jetzt dahin wie das ECM-Album „Water Stories“, das Ketil Bjørnstad im Jahr 1993 gemeinsam mit Terje Rypdal und Jon Christensen machte, oder „The River“ mit dem Cellisten David Darling (und es gibt von ihm viele elegante Platten: die rockige Edvard-Munch-Vertonung „Løsrivelse“ zum Beispiel mit der Sängerin Kari Bremnes).

Wie er von der Klassik zur Jazzbühne kam, Dichter wurde und renommierter Schriftsteller – dafür wird man wohl die angekündigten weiteren Bände lesen müssen; in Norwegen liegen „Die Neunziger“ bereits vor.

Bei aller Begeisterung für das norwegische Kulturleben, in dem Bjørnstad seit gut fünfzig Jahren mitmischt, ein Kulturleben, dem auch Deutschland viele erstaunliche Schriftsteller und Musiker verdankt: Das ist viel verlangt, da doch schon in diesem Herbst mehrere Dutzend neuer Bücher aus Norwegen anrollen. Und etwas unproportioniert ist es auch: Von Munch erzählte Bjørnstad einst auf vierhundert Seiten, von Oda Krogh und der Bohème auf fünfhundert, von Mozart auf weniger als vierhundert. Bei seiner Autobiographie, angelegt auf sechs Bände, ist der Leser nach achthundert Seiten beim Führerschein angelangt.

MATTHIAS HANNEMANN

Ketil Bjørnstad:
„Die Welt, die meine war. Die sechziger Jahre“. Roman.
Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs, Kerstin Reimers, Andreas Brunstermann. Osburg, Hamburg 2018. 833 S., geb., 26,- €.



Er schiebt uns durch die Kulissen: Ketil Bjørnstad

Foto Imago

Prophetin der letzten Tage

Streitlustig: Kolumnen von Margarete Stokowski

Die Überzeugung, über mehrere Jahre hinweg jede Woche eine solide, pointierte Kolumne schreiben zu können, ist heikel. Es gibt Wochen, in denen fehlt es an Ereignissen, in anderen an Einfällen, dann wieder bringt die Nähe zu einem Thema merkwürdige Priorisierungen mit sich. Wer glaubt, Woche für Woche den perfekten Ton zu treffen, ist mit großer Wahrscheinlichkeit nicht der Richtige für den Job, auch wenn manch altgedienter Magazinkolumnist das bestreiten mag.

Die Autorin und Journalistin Margarete Stokowski schreibt seit 2011 Kolumnen, die sich meistens mit feministischen Themen befassen. Nach vier Jahren bei der „taz“ bekam sie auf „Spiegel Online“ eine wöchentliche Kolumne namens „Oben und unten“. Seitdem ist einiges passiert, das Sexualstrafrecht wurde geändert, die Ehe für alle eingeführt, Tausende demonstrierten für mehr Gleichberechtigung, die Debatte über Machtmissbrauch und sexuelle Gewalt ist seit einem Jahr tagesaktuell. Aus zweihundert in diesen Jahren entstandenen Kolumnen, unter denen sich nach eigener Einschätzung auch „richtig schlimme“ fanden, hat Stokowski ein Drittel überarbeitet, kommentiert und, mit einem Streitlustigen Vorwort versehen, in Buchform gebracht.

Stokowskis Texte handeln von einer Gesellschaft, in der Kinobesucher über die Sexszenen gleichgeschlechtlicher Paare kichern, in der für die Funktion der „Präsidentengattin“ eine Vollzeitstelle vorgesehen ist, ein spanisches Gedicht an einer Hauswand für Furore sorgt und der „Bullshit-Feminismus“, dem die Kolumnistin seinen Namen gegeben hat, jenseits des Atlantiks blüht. In der mit einem Hashtag eine Debatte um Reue über Mutterschaft, das Versagen Einzelner und die Belastungen vieler eröffnet wird.

Für ihre Tendenz zum Rundumschlag ist Stokowski seit ihrem Debüt „Untenrum frei“ bekannt, ebenso wie für den lakonisch-analytischen, bisweilen provokanten Ton. Wenn ihre Kolumnen gelungen sind, und das gilt für viele von ihnen, bringen sie die Einordnung von Alltagsbeobachtungen und Politik aus feministischer Perspektive in Einklang. Peinlich, spätpubertär und selbstdarstellerisch, urteilen Leser. Stokowski nimmt ihre Kritik in den Band auf, lässt sie aber nicht auf sich sitzen, genauso wenig wie undifferenzierte Urteile von Journalisten und Politikern zu Sozialhilfe, Gleichstellungsberichten und Binnen-Is: Weit verbreitet sei der Stolz auf Inkompetenz bei gleichzeitiger Meinungsstärke, schreibt sie und bietet ihre Argumente dar wie einen gewaltigen Blumenstrauß. Und Vorsicht vor dem „Institut für korrekte Frauenkörpernutzung“, das streng reglementiert, wie Frauen sich im öffentlichen Raum zu verhalten haben.

Von Sprachwitz und Selbstironie einmal abgesehen, ist es Stokowskis Nähe zu den Leserinnen und Lesern, die ihr erlaubt, auch einmal über die Stränge zu schlagen. Man wünschte, es wäre anders, aber noch bedienen Frauen eben selten Schlagbohrmaschinen oder Betonmischer. Jahre, nachdem sich die Kolumnistin darüber empört hat, dass Baumärkte keine Arbeitshosen in Frauengrößen verkaufen, berichtet sie von der Begegnung mit einem Taxifahrer: Warum sie nicht einfach eine alte Jeans zum Renovieren benutzt habe, fragte der. Auch darauf findet sie eine passende Erwiderung. Aber die Erfahrung verrät viel über die Ideale und Grenzen des feministischen Projekts.

„Wir reden nicht über Männlichkeit, obwohl wir umgeben sind von Gewalt, die von Männern ausgeht“, schreibt Stokowski und dass für jene, die nicht für sich sprechen, andere das Wort ergreifen. Gendertheorien-Vorwissen setzt sie nicht voraus – eine Eigenschaft, die sie mit der britischen Feministin Laurie Penny teilt. Anhand eines Auftritts von Beyoncé – das Frauenmagazin „Emma“ schimpfte damals über zu viel nackte Haut – erklärt sie den Konflikt zwischen altem und neuem Feminismus (jeder und jede soll bitte selbst entscheiden dürfen). Immer wieder treffen ihre Beobachtungen einen Nerv, und auch deshalb erhielt Stokowski in den vergangenen Jahren so viele aufgebrauchte Reaktionen, von Beleidigungen über anzügliche Kommentare bis zu Morddrohungen. Ein Leser schrieb ihr in drei Jahren zweihundert E-Mails.

Man kann „Die letzten Tage des Patriarchats“ als eine Sammlung von Einzeltexten lesen und sich über die ewigen Wiederholungen der Streitthemen wundern. Die Behauptung, Männer könnten sich heutzutage nichts mehr trauen, ist älter als Rainer Brüderles missratenes Kompliment und Jens Jessens Titelgeschichte in der „Zeit“. Man kann aber auch die Genese von Stokowskis Themen und die Chronik der Ereignisse aufmerksam studieren. Vielleicht werden sie noch von Interesse sein – als zeitgeschichtliches Dokument.

ELENA WITZECK

Margarete Stokowski:
„Die letzten Tage des Patriarchats“.
Rowohlt Verlag, Reinbek 2018. 320 S., geb., 20,- €.

